

Briefe aus Deutschland.

Von Wilhelm Kaufmann.

Dresden, 17. Mai.

Seit einigen Tagen schlägt die gewöhnliche und feinstreue Presse der Nationalliberalen einen Ton an, den man fast bedrohlich nennen könnte. Woran die Kölnische Zeitung. Da heißt es, daß die verantwortlichen Minister wenig Einsicht besitzen, daß die Umgebung des Kaisers aus junkerlichen Elementen besteht, welche gar kein Verständnis für die hochherzigen Ideen des Monarchen haben, daß ein Intriguenpiel im Gange ist, welches sich gegen gewisse Minister richtet (Hr. von Moltke) und daß in den Kreisen, welche die Umgebung des Kaisers bilden, die Vorstellung Platz greift, man werde eines Tages eine sozialistische Volkserhebung mit bewaffneter Hand niederschlagen müssen. Das Wort "Rebellenregierung" und "Flügeladjutanten" Politik wird allerdings nicht gebraucht, man liest es aber leicht zwischen den Zeilen.

Woher der Lärm? Ganz plötzlich hat sich eine reaktionäre Strömung in Regierungskreisen geltend gemacht, welche für Preußen das erste Zeichen will, was man im Vorjahre durch die bekanntlich gescheiterte Umsturzvorlage für das ganze Reich zu erreichen beabsichtigt hatte. Es ist dem preußischen Landtage ein neues Vereins- und Versammlungsgesetz unterbreitet worden, welches selbst den Nationalliberalen viel zu weit geht. Der Inhalt der neuen Vorlage ist sicherlich nach Amerika gefahrlot worden, von einer Wiederholung kann deshalb Abstand genommen werden. Die anfängliche Bestimmung läuft darauf hinaus, daß die Polizei das Recht erhalten soll, Vereine und Versammlungen aufzulösen, wenn sie a) laubhaft, daß dadurch die öffentliche Sicherheit, insbesondere die Sicherheit des Staates, oder der öffentliche Friede, gefährdet erscheint. Auf diese reaktionäre Vorlage war niemand vorbereitet, im Gegenteil hatte man eine Erleichterung der Vereinsgesetze erwartet, nämlich die Beseitigung des alten, längst überlebten und von allen Parteien selbständig übertrittenen Paragraphen, welcher den Verkehr politischer Vereine mit und untereinander verbietet. Fürst Hohenlohe hatte vor mehr als einem Jahre schon dem Reichstage die feste Zusicherung gegeben, daß jener Paragraph fallen würde. Anstatt dessen kommt jetzt jene Vorlage, welche die Vereins- und Versammlungsfreiheit in Preußen faktisch von der Gnade der Polizeibehörde abhängig macht. Würde nur die Sozialdemokratie durch die neuen Bestimmungen getroffen, so wäre die Rebellion bei den Nationalliberalen wohl nicht ausgebrochen, aber wer und welche Partei ist während der letzten Jahre nicht schon als Staatsgefährlich und reichsfeindlich charakterisiert worden? Dieses Schicksal hat bereits getroffen die Antisemiten, die Christlich-Sozialen, die Centrumspartei, die Freisinnigen, die Polen, ja sogar die hochconserватiven Herren, welche sich um den Grafen Kanitz und den Baron von Plötz schauerten. — Welche Partei muß man sich fragen, kann da noch sicher sein vor Polizeiverfolgungen?

Erfreulich ist es, daß die Opposition gegen die Vorlage besonders von einer Partei erhoben wird, welche zu den festesten Stützen der Regierung gehört. Da auch das Centrum entschieden gegen dies reaktionäre Gesetz ist, so ist die Annahme desselben wohl ausgeschlossen. Vielleicht kommt darüber der Reichstanzler, Fürst Hohenlohe, zu Fall, denn er ist durch sein dem Reichstage gegebenes Versprechen compromittirt.

Auch im Reichstage hat diese reaktionäre Strömung kürzlich eine Niederlage erlitten, und zwar in der alten Frage, wie die Majestätsbeleidigung zu behandeln sei. Die Regierung beharrt auf dem Standpunkt, daß der Staatsanwalt eine Verfolgung einleiten muß, wenn ihm eine Denunciation wegen Majestätsbeleidigung zugeht. Von allen Parteien im Reichstage, ausgenommen die Conservativen, wurde dieser Standpunkt zurückgewiesen. Es wurde fast einstimmig anerkannt, daß die gegenwärtige Art der Behandlung dieser Frage eine ganz falsche ist, daß viele Menschen wegen einer unüberlegten Bemerkung ins Gefängnis gesteckt werden, daß das Denunzianten- Unwesen blüht und daß das Ansehen der Krone durch solche Verfolgungen in hohem Maße geschwächt wird, daß man also gerade das Gegenteil von dem erreicht, was das Gesetz bezweckt. Freilich hat der Reichstag den Antrag der Sozialdemokraten, die Majestätsbeleidigung als Verfolgung abzuschaffen, nicht genehmigt. Da der Antrag nur aus Agitationszwecken gestellt worden war, so hat ihn der Reichstag nicht ernsthaft behandelt. Aber alle Parteien, mit Ausnahme der Conservativen haben zugegeben, daß auf diesem Gebiete Reformen eintreten müssen. Auch ist die große Rede, welche Bebel bei dieser Gelegenheit hielt, ohne jede sachliche Erwiderung geblieben und hat zweifelsohne einen tiefen Eindruck gemacht. Bebel's Rede war ein oratorisches Meisterstück, in sofern, als der Redner sich bemühte rein sachlich zu sprechen, nur die Thatfachen für sich reden zu lassen und es dabei doch verstand, eine Menge Bemerkungen und Anspielungen ge-

gen den Kaiser einzustreuen, welche jeder verstand und welche stets eine giftige Spitze gegen den Träger der Krone hatten. Er zeigte damit, wie leicht es geistreichen Köpfen ist, Majestätsbeleidigungen zu begehen mit Vermeidung der strafbaren Form. Allerdings sprach Bebel unter dem Schutze der parlamentarischen Redefreiheit, aber er hätte das, was er sagte, auch in einem Zeitungsartikel veröffentlichen können. Thatsächlich geschieht das tagtäglich in den Zeitungen und Witzblättern der Opposition nicht nur, sondern namentlich auch in der sog. Bismarck-Presse. So brachte der Kladderadatsch kürzlich ein Bild, welches sich offen gegen das Wort des Kaisers von den "Mörglern" richtete. Man sah da die Figur Bismarcks in einem Eisenbahnwagen vierter Klasse mit der Ueberschrift "Sandlanger". Daß es sich dabei um eine Verhöhnung des Kaisers handelt, ist ganz klar für Jeden, der das Bild sieht. Aber die Form, in welcher diese Majestätsbeleidigung gefaßt ist, ist eine derartige, daß man dem "Beleidiger" nicht beizukommen kann. Ein geistreicher und erfindereicher Schriftsteller, dessen Uebersetzungen von vielen Tausenden gelesen und verstanden werden, spottet der Majestät unverschämter und lacht der Ohnmacht des Gesetzes, welches so viel Freiheit und Verschlagenheit schweigen muß. Aber der arme Teufel, welcher im Kaufs, oder in der Erregung ein derbes Schimpfwort über den Landesherren sich entgehen läßt, ein Schimpfwort, das vielleicht nur von zwei oder drei Personen gehört worden ist, der wird gepakt, vor Gericht gestellt und muß brummen. In der letzten Reichstagsdebatte über diesen Gegenstand war es nicht etwa ein Sozialdemokrat, sondern ein Nationalliberaler, der durchaus feinstreue Herr Munkel, welcher seine Rede mit folgender Anekdote würzte:

"In vielen Fällen wird der Thatbestand der Majestätsbeleidigung erst mühsam ausgegraben. Es giebt sehr viele wunderliche Anekdoten, wobei eine voreilige Auffassung als Beleidigung sehr häufig die Beleidigung erst recht bilden kann. In einem Kaiserpalast befindet sich ein großes Bildniß, einen Minotaurus, bekanntlich einen Ochsen darstellend. Ein Vorübergehender sagt: "Hier in der Burg befindet sich der größte Ochse!" Er wird verhaftet. Zur Erklärung aufgefordert, sagt er: "Nun, sehen Sie den denn nicht? (Geister!) Wer meinten Sie denn eigentlich?" (Stürmische Heiterkeit.)

In Deutschland werden jetzt durchschnittlich 600 Personen im Jahre wegen Majestätsbeleidigung verurteilt, die meisten derselben sind Leute, welche in der Erregung oder im Kaufs, häufig in ganz intimen Kreise die "Beleidigung" verübt haben. Von den vielen Fällen, die Bebel im Verlaufe seiner Rede vorbrachte, und die unwidersprochen blieben, mögen hier einige aufgezählt werden:

So hat sich vor einigen Monaten ein Schuhmacher wegen Majestätsbeleidigung verantworten müssen, der von seiner eigenen Frau und von seinem Sohne denunziert worden ist. Es werden zugeben, daß das Ansehen der Krone nicht geschädigt worden wäre, wenn ein solcher Proceß nicht anhängig gemacht worden wäre, wenn aus dem innersten Familienkreise, aus dem Schooß der Familie derartige Prozesse nicht in die Öffentlichkeit dringen. Die Frau eines Eisenträgers, ebenfalls in Berlin, wurde von einer ehemaligen Freundin denunziert wegen einer Uebersetzung, die sie vor drei Jahren gethan hat. Damals waren die Frauen innige Freundinnen, später hatten sie sich verfeindet, und nunmehr ist es zu diesem Akt der Rachsucht gekommen. Hier in der Schwarztopfischen Fabrik ist ein Meister von der Schwiegermutter seines Bruders denunziert worden, und es wurde dabei festgestellt, daß die Schwiegermutter erst auf Zureden des eigenen Bruders die Denunciation begangen hat. In Chemnitz ist ein Arbeiter ebenfalls auf die Anzeige einer ehemaligen Freundin zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt worden, wo wiederum die eigene Ehefrau und der Schwiegervater die Denunciation ins Werk gesetzt haben. Endlich ist in dem vor einigen Wochen verhandelten Kockemann-Proceß festgestellt worden, daß einer der Angeklagten wegen Majestätsbeleidigung denunziert worden war, weil eine Lante von ihm es fertig gebracht hatte, auszusagen, daß er schwere Majestätsbeleidigungen ausgesprochen haben sollte. Daß die Geschworenen nicht geneigt waren, hier mildere Umstände einzutreten zu lassen, ist ja klar, aber ebenso, daß es sich um eine ganz gemeine Denunciation handelt. Dann ist eine ganze Anzahl von Majestätsbeleidigungsproceßen im Laufe der Jahre verhandelt worden, wo ein Mensch es angemessen fand, um sich im Gefängnis eine Verforgung zu verschaffen, eine Majestätsbeleidigung auszusprechen."

Im letzten Herbst wurde in der Brandenburgischen Provinzial Synode der Antrag gestellt, den im Duell Gefallenen das christliche Begräbniß zu verweigern. Die Provinzialsynode lehnte aber diesen Antrag einstimmig ab, nachdem ein Redner den Antrag als eine "Injämie gegen einen Toten" gebrandmarkt hatte. Ermuthigt durch dieses Resultat hat der Verein für Feuerbestattung an den evangelischen

Oberkirchenrath das Gesuch gerichtet, fortan zu gestatten, daß Geistliche am Sarge eines zur Feuerbestattung bestimmten Todten ihres Amtes walten dürfen. Darauf hin hat der Oberkirchenrath, nach langem Bedenken, abfälliglich beschieden. Demnach muß der Ehrenmann, welcher für seine Leiche die Feuerbestattung angeordnet hat, wohl noch ein viel größerer Sünder sein, als derjenige, welcher sich gegen das göttliche Verbot des Zweifampfs vergangen hat. Wenigstens kann man nach den beiden Entscheidungen der preussischen Orthodoxen kaum auf etwas Anderes schließen.

Ein Fortschritt auf dem Gebiete der Rechtspflege wird geplant. An Stelle des Vorbesides soll der Nachbeside treten, d. h. man will den Zeugen nicht mehr vor der Vernehmung beidigen, sondern erst nachdem er seine Aussagen gemacht hat, und nachdem ihm nochmals vorgehalten worden ist, was er ausgesagt hat. In vielen Fällen nimmt eine gerichtliche Zeugenvernehmung den Verlauf einer längeren Debatte und es ist entschieden ungerecht, den Zeugen für jedes Wort, was er im Verlaufe des oft sehr langen Verhörs aussagt, mit seinem Eide einstehen zu lassen. Der Antrag geht von Seiten der Conservativen aus und wird wahrscheinlich Gesetzeskraft erlangen. Von Seiten der Centrumspartei will man die abgeschaffte confessionelle Eidesformel wieder einführen, doch ist eine so zahlreiche Geamerschaft gegen diese reaktionäre Maßregel vorhanden, daß dieselbe wahrscheinlich ein strommer Wunsch bleiben wird.

Die deutsche Industrie arbeitet gegenwärtig mit Hochdruck für den amerikanischen Markt. Namentlich in Sachen wird in vielen Branchen mit Ueberzeit gearbeitet und manche Betriebe sind Tag und Nacht in Thätigkeit, um massenhaft Waaren herzustellen, welche vorzugsweise für den neuen Dingley Bill nach den Vereinigten Staaten gehen sollen. Mit Sorgen und Bangen sehen die jetzt übermäßig beschäftigten Fabrikanten der Zeit entgegen, welche nach Erfüllung der gegenwärtigen Aufträge kommen muß. Amerika ist der beste Markt speciell der sächsischen Industrie, der Ausfall wird sich ungeheuer schwer bemerkbar machen. Ganz außerordentlich hat sich die deutsche Eisenindustrie während des letzten Jahres gehoben. Der Verbrauch von inländischem Roheisen ist auf 2,108,800 Kilogramm für den Kopf der deutschen Bevölkerung gestiegen, im Jahre 1895 waren es nur 1,051,100 Kilogramm pro Kopf und im Jahre 1864 gar nur 218 Kilogramm.

Ueber die Arbeiterversicherung des Deutschen Reichs ist für die Weltausstellung in Brüssel ein Bericht zusammengestellt, der in wenigen Ziffern einen klaren Ueberblick über die Thätigkeit auf diesem Gebiete giebt. In Deutschland wird jetzt (bei einer Bevölkerung von 52 Millionen) gegen Krankheit, Unfälle und Invalidität rund eine Million Mark per Tag eingezahlt. Während der Jahre 1885 bis 1895 haben im Ganzen 25,061,620 Personen Entschädigungen erhalten und diese Entschädigungen haben in Summen 1,243,763,965 Mark, also nahezu 1 1/2 Milliarden betragen. Die Unternehmer haben dazu 969,742,016 Mark, die Arbeiter selbst 887,865,084 Mark eingezahlt. Folgende Tabelle giebt ein Bild von den Einzelposten des Jahres 1895, in welchem die Gesamtbevölkerung 52,000,000 und die Lohnarbeiter 13,000,000 betragen:

Table with 4 columns: Beruf, Versicherung gegen, Betrag, and Anzahl. Rows include: Arbeiter, Beamte, Dienstmänner, etc.

Der wunderschöne Monat Mai, für welchen die deutschen Dichter eine so unerhörte Beklammung gemacht haben, ist heuer in ganz Mitteleuropa so streng und so heimtückisch gewesen, wie man es sonst nur vom Februar gewohnt war. In den böhmischen und sächsischen Gebirgen liegt der Schnee furchtbar hoch, auf dem Fichtelberg stand letzte Nacht das Thermometer auf 4 Grad Reaumur unter Null und ähnliche Nachrichten kommen aus allen Höhenlagen. In der Ebene ist's nicht viel besser. Da das kalte Wetter schon so lange anhält, d. h. schon zu Beginn des Monats eingetret ist, so dürfte der dem Ost und den Frühlings zugehörte Regen nicht so groß sein, als man sonst wohl vermuten könnte. Die

Zeitungen berichten von ähnlich kalten Winternomonen aus früheren Jahren, worauf trotzdem noch recht gute Ernten erfolgten. In Frankreich soll der Wein furchtbar gelitten haben, vom Rhein lauten die Nachrichten nicht so schlimm.

Menschenfresserei am Kongo.

Nach den Beobachtungen verschiedener Reisender und Beamten des Kongostaates ist im Kongoboden die Menschenfresserei noch ein allgemein verbreitetes Grauel. Die richtige Menschenfressergegend ist nach Delcommune das Gebiet zwischen den Flüssen Kuti, Lopori, Tschuapa, Busera vom Tumba-See bis zum Lulongo. Dort haust der mächtige Stamm der Balolo, die förmliche Menschenjagden unter den benachbarten Völkern, die weniger stark und schlechter bewaffnet sind, als sie, abhalten, um sich mit Menschenfleisch zu versorgen. Der größte Theil der Gefangenen wird nach Ubangi geschickt und dort auf dem Markt gegen Eisenblech und andere Waaren verkauft. Gleich Viehheerden werden an bestimmten Tagen die erbeuteten Sklaven, namentlich Kinder, dem Markte zugetrieben. Bei anderen Stämmen, z. B. den Bazotos, an der Mündung des Aruimi ist die Gier nach Menschenfleisch so stark entwickelt, daß sie sogar, wie Officiere des Kongostaates versichern, ihre eigenen Todten verzehren. Sie lieben besonders die Nieren und die Brust, das übrige Fleisch pöbeln sie in Töpfen gewissermaßen ein. Auch die Papoto sind noch große Menschenfresser. Sie zerstückeln und verhandeln die Leiber ihrer Opfer mit der Geduld eines gewandten Schlächters. Dabei kommt es nach Van Mons oft vor, daß die Unglücklichen, welche für die Schlachtbank bestimmt sind, zunächst auf dem Markte zum Verkauf ausgesetzt werden. Die Kaufstüben gehen dann die Reihe entlang, prüfen eingehend die Opfer und bezeichnen dem Verkäufer diejenige Theile, die sie zu haben wünschen, wie z. B. einen Arm, einen Schenkel u. s. w. Mit farbiger Erde wird alsdann der gefaule Körpertheil umzeichnet. Ist schließlich der Mensch auf diese Weise ganz verkauft, so wird er niedergelegt, und jeder Käufer erhält sein Theil. Von den Niam-Niams wissen wir ja schon durch Schweinfurth, daß sie ebenfalls Kannibalen sind. Bei den Mombuttus werden die Leichen der gefallenen Feinde gleich nach dem Gefecht unter die Sieger vertheilt und aus ihrem Fleisch lange Stübe herausgeschnitten, welche getrocknet als Marschproviant dienen. Die Gefangenen werden mit in die Dörfer genommen und für Schmausereien bei festlichen Gelegenheiten aufgespart. Bei den Bangalas, welche sich auch sonst vorzugsweise von Fleisch nähren, gilt Menschenfleisch als der feinste Praten. In ihrer Sprache heißt der Mensch überhaupt das "Fleisch, welches spricht". Je mehr Muth ein besiegter Feind zeigt hat, desto geschätzter ist sein Fleisch, das dessen Genuß Muth erzeugen soll. Das Herz eines Tapferen giebt dem, der es isst, wahren Löwenmuth. Der Uebergläubige von der stärksten Kraft des Menschenfleisches ist sicherlich auch die Haupttriebfeder bei der Entstehung des Kannibalismus gewesen. Auch die Manjema, von denen einzelne Herden auch nach Deutsch-Ostafrika überzogen sind, sind noch Menschenfresser; sie lieben besonders angefaultes Menschenfleisch und legen deshalb die Leichen in einen Fluß, bis das Fleisch mürbe geworden ist, das sie dann, ohne sich erst die Mühe des Kochens zu machen, roh verschlingen. Nach ihrer Versicherung ist das Fleisch einer Frau weniger gut; es wird nur dann gegessen, wenn Männerfleisch rar ist. Das kommt aber nur selten vor. Es liegen sich aus den Beobachtungen aus neuerer Zeit die Beispiele leicht vermehren, daß im Kongoboden an vielen Stellen noch echter Kannibalismus herrscht, und daß sogar die Uferbewohner ihm im Geheimen noch fröhnen. Und keineswegs sind es immer Völker, die sonst nur von Pflanzenkost leben und etwa zu ungeschick sind, um durch Jagd oder Fischfang ihr Gelüste nach Fleisch anders stillen zu können; sondern der Kannibalismus findet sich auch unter Völkern, bei denen Fleisch die regelmäßige Nahrung ist. Merkwürdig ist nun die Beobachtung, daß die Menschenfresserei sich vorzugsweise bei Völkern findet, die in ihrer Entwicklung im Vergleich zu anderen schon einen gewissen Culturfortschritt betonen. So sind zum Beispiel die Mombuttus, welche bereits eine gewisse politische Organisation haben, wührende Menschenfresser. Manche Forscher sind sogar der Ansicht, daß es erst einer gewissen Culturhöhe bedarf, ehe sich diese Gewohnheit entwickeln kann, und darum behauptet Dr. Hinde geradezu, daß manche Stämme, die jetzt noch keine Kannibalen sind, es sicher noch werden, wenn sie ohne das Dazwischentreten fremder Einflüsse ihrem natürlichen Entwicklungsgange überlassen bleiben. Dr. Hinde, der als Arzt der Expedition Danis verschiedene Kämpfe mitmachte, bei denen auf Seiten des Kongostaates auch eingeborene Hilfsstruppen suchten, erzählt, daß bald nach einem Kampfe die todt und verwundeten Feinde verschwunden waren, weil die Hilfsstruppen sie inzwischen zerschnitten hatten, um sie zu verzehren. Sie ließen nichts für die Scha-

fale übrig; nur die Blutflecken blieben als einzige Spur des Kampfes zurück. Dr. Hinde, der bei den Batelas am Gongo-Lote mehrfach solche Mahlzeiten mit ansah, schildert eingehend den scheußlichen Einbruch, den es auf ihn machte. Als Dr. Hinde nach Europa zurückfuhr, hatte der Capitän des Dampfers, der ihn den Kongo hinabtrug, mehrere Bangelas, die zur Befragung des Schiffes gehörten, in Eisen legen lassen, weil sie zwei gestorbene Genossen verzehrt hatten. Als der Capitän daraufhin die Sachen seiner ganzen Bangela-Schiffsmannschaft durchsuchte, fand er bei allen geräuchertes Menschenfleisch versteckt. In Leopoldville müssen die Begräbnisplätze bewacht werden, um die Bangelas am Ausgraben der Leichen zu verhindern. Sie sind jedenfalls die grausamsten Menschenfresser des ganzen Kongobodens. Wie Dr. Hinde erzählt, haben sie die Gewohnheit, Wildpret, das lebend in ihre Hände fällt, nur die Beine oder Flügel zu brechen, sie tödten es aber nach einigen Tagen; wie sie sagen, wird es nach solcher Quälerei zarter. Ähnlich verfahren sie mit Gefangenen, die gegessen werden sollen. Drei Tage vor dem festlichen Gelage werden solchen Unglücklichen Arme und Beine gebrochen und er dann in Wasser eingetaucht bis zum Kinn, der Kopf wird an einer Stange befestigt, um ihn am Selbstmord zu hindern. Am dritten Tage wird er herausgezogen und getödtet. Sein Fleisch soll durch das Verfahren dann sehr zart geworden sein. Die Zubereitung ist bei den verschiedenen Völkern ganz verschieden; es sind auch bei dieser Scheußlichkeit besondere Liebhabereien vertreten, so daß die Einen lange Streifen aus Armen und Beinen herausheben, Andere lieber Hände und Füße essen und noch Andere, und das ist die Mehrzahl, den Kopf für das Beste halten. Fast Alle benutzen auch Theile der Eingeweide mit und namentlich das Fett. Wie schon erwähnt, kommt auch geräuchertes Menschenfleisch vor, und Dr. Hinde erzählt, daß er es nie gewagt habe, auf den Märkten der Eingeborenen geräuchertes Fleisch zu kaufen, aus Furcht, es könnte Menschenfleisch gewesen sei. Wer Augen zum Sehen hat und sich die Mühe macht, überall, wo er auf seinen Streifen und Märtschen in Afrika eine verlassene Feuerstelle findet, die herumliegenden Knochenreste zu prüfen, der wird, so sagt Dr. Hinde, zu seiner Ueberschuldung außerordentlich häufig als untrügliches Kennzeichen einer scheußlichen Schmauserei zerschnitene Menschenknochen finden.

Californische Straußenzucht.

Von einem "Straußenmagen" spricht man, wenn Jemand besonders guter und leichter Verdauung sich erfreut, weil bekanntermaßen der Vogel Strauß im Verschlingen ganz erstaunliches leistet; findet man doch in den Magen von Straußen Holzspähne, Steinchen, Knöpfe, Nägel, Schlüssel u. s. w. Und doch ist der Strauß gegen unzweckmäßige Nahrung sehr empfindlich und geht bei nicht sehr sorgfältiger Pflege leicht zu Grunde. Das haben die Straußenzüchter Californiens zu ihrem großen Schaden schon zur Genüge erfahren müssen. Dort ist die Straußenzucht seit 18 Jahren heimisch, nachdem etwa 30 süd-afrikanische Strauße im Jahre 1879 nach der Ebene von Los Angeles eingeführt worden waren und alsbald ihren Pflanzern guten Nutzen brachten. Doch ist letzteres bloß dann der Fall, wenn man nur solche Vögel züchtet, deren Federn von durchaus feiner Beschaffenheit sind, wozu einmal die Verwendung von nur den besten und schönsten Straußen zu Brutzwecken, sodann aber auch eine bedeutende Bodenfläche gehört, weil die Vögel viel frei herumlaufen müssen, sollen sie nicht vielfachen Krankheiten unterworfen sein, die sie in der Wildheit ihrer eigentlichen Heimath kaum kennen. Außerdem müssen die Zuchtvögel stets und alle anderen mindestens zur Brutzeit mit passenden Futterpflanzen gefüttert werden. Die Zuchtvögel werden, von den andern getrennt, paarweise in besonders abgetheilten Feldern untergebracht; dort legt das Weibchen in eine leichte Vertiefung, die es selbst sich herstellt, seine Eier, deren Zahl oft bis zu 20 und darüber steigt. In das Ausbrüten derselben theilen sich Männchen und Weibchen mit großer Pflichttreue und bei pünktlicher Ablösung vom Dienste. Ein ausgewachsener Strauß liefert jährlich etwa 1 1/2 Pfund Federn, welche etwa 36 Dollars einbringen. In der Erkenntniß der Bedeutung des Weltbewerbs der californischen Straußenzüchter hat man denn auch in Südafrika einen Ausfuhrzoll auf Strauße eingeführt, welcher nicht weniger als 100 Pfd. Sterling für den Vogel und 5 Pfd. Sterling für jedes Straußenkeil beträgt. Inbessenen ist die Straußenzucht in Californien schon so entwickelt, daß sie auf Einfuhr neuer Vögel aus Südafrika nicht mehr angewiesen ist. Besitzt doch die Placentia-Farm in Süd-Californien allein ein Herd von mehreren hundert Straußen, und in und bei Los Angeles werden noch immer neue Straußenzüchter-Farmen angelegt, die ihr Zuchtmaterial aus dem Inlande beziehen.

Auf \$2,000,000,000 wird der Werth aller Viehbestände unserer westlichen Staaten geschätzt.

Berliner Volkswis.

Der Berliner Volkswis, dem nichts heilig ist, beschäftigt sich fortgesetzt recht eingehend mit dem "National-Deutmal". Eine Fülle von edstem Humor liegt in manden dieser Auslassungen. Der Humorist Victor Laberyer hat sich der Aufgabe unterzogen, in einer Plauderei die Hauptschlagwörter zusammenzutragen. Gottfried Kulemeyer aus Treuenbrienen läßt sich von August Büfete, einem Berliner Korbmacher, das Deutmal zeigen. Auf dem Oernplank erzählt Büfete von den Obelisken mit den grünangestrichenen Jungfrauen: "Hier", jagte er, "standen bei der Gentenarie die Obelisken mit de Spinatjungfern. Allens, was jetzt in Berlin enthält wird, irrt nämlich Berlin befindet sich augenblicklich in de Blüthezeit. So war't och mit die Friedrichsbrüde; die haber se "Friedrichsbrüde getooft". Bald tam das impofante Deutmal in Sicht, und Kulemeyer sperre tot Verwunderung die Augen auf. Der spottlüchtige Berliner hat die volle Scala seines etwas berüchtigt gewordenen Wises über das Werk ausgegossen: "Wilhelm in de Löwenjube", jagt also Büfete pathetisch und macht eine entsprechende Handbewegung. Es ist nicht zu verstehen, daß diese Bezeichnung überaus treffend ist; der von allen Seiten eingeeengte Deutmalplatz macht in der That den Eindruck einer Grube, und die vier Löwen an den Ecken des Sockels vertiefen den Ausdruck vollkommen. "Der Gaul, auf dem der Kaiser sitzt, is der 'Begalus'. Hier um den Gasometer 'rum stehen die 'vier Weechens'. Die sind bei Bejassen hysterisch — nee historisch wollte ich sagen. Begas tam überhaupt kein Deutmal machen, ohne die vier Frauenleute anzubringen. Uff'n Schloßbrunnen sitzen je och und halten den Mand, dito an't Schillerdeutmal uff'n Schandarmenmarkt. Diesmal is blos en kleiner Unterschied; die Weechens stehen nicht, sondern je dangen uff Angeln. Terpentintänzerinnen," wie man sagen dhut." Kulemeyer bewunderte das gewaltige Standbild und fragte endlich, was denn die Frauengestalt neben dem Kaiser zu bedeuten habe. "Ja, wissen se", erwiderte Büfete, "offen gestanden, der wech in Berlin kein Mensch. Ich denke mir, et is so wat wie 'ne Ehrenjungfrau, die den Kaiser Wilhelm durch de Brandenburger Thor geföhrt hat. Die Jewehre, welche aus die Waffenbindeln unter de Löwen rauskieten, heeßen 'Löwe-Jewehre." Se kennen doch die Feichichte von den großen Judenstint-Procceß, den dunnemals die Jewehrfabrik von Löwe jeen den Abgeordneten Alhwardt in't Weir jelegt hat? Aber sehen se, een großer Thierliebhaber muß der Bejas doch sind. Hier vorne vier Löwen, dahinten zwei Adler, oben druff acht Pierde, Schlangen sind och überall angebracht, und uff de Dach von de Säulenhalle sitzt sogar een Ochse, mit eenem Wort die richt'ge 'Menagerie Bejas". Die großen Untels da, die sich so uff de Treppentufen hinjestellt haben, det sollen 'Niesche'sche Uebermenschen' sind. Det behaupten wenigstens die Philosophen. Det Frauenzimmer, da da hinten uff de Gallerie sitzt, det soll die 'Feichichte' sind. Augenblicklich schlägt se in's Konversations-Lexikon nach und sagt: "Herzjott, ich erinnere mir doch so dunkel, mal wat von eenen gewissen Bismard jelesen zu haben." Die Halle, welche um det Deutmal looft, heeßt: Bejasje. Die jrienen Wagen, die oben druff stehen, nennt man och "Kolonne Berr". So heeßt nämlich det Jarde - Train - Bataillon in Tempelhof. Hinten an de Bejasje steht ein Eisenfabrikant, der zu der Gruppe der Viehucht und Industrie jehort, an den Ambos jelehnt un droht mit des spitze Dings, wat er jeismiedet hat, rieber nach de Schneideradademie in's Kotze Schloß und schreit: "Uff Gich Schneiderseelen habe ich schon lange 'ne Piehl!"

Sehn se, un da hat der Bejas noch 'n Zeuskopp angebracht, der sich von eenen kleinen Bildbauer bearbeiten läßt. Blos ab un zu machet er ihn uffmerksam: "Du Kleener, verlange mir aber ja nich de Loden."

Uebertrumpft. Die baronlichste der Baronessen Liebe herzinnig der gräßlichste Graf, Weshalb man beide nach kurzen Monaten schon als junges Ehepaar traf.

Er besaß fünfundzwanzig Ahen Sie wohl das Doppelte offenbar. Daß sie bis Methusalem reichten, Wenn nicht gleich bis auf Adam gar.

Ja, der Graf war es selbst, der später Deutlich gar oft zu verstehen gab, Seine Gemahlin, die Gräfin flamme Sogar direct von der Schlange ab.

Die weise Frau. Ich muß dies Jahr unbedingt wieder nach Karlsbad! Varuch, Varuch, Du gehst so lange zum Brunnen, biste Bantrott mach!

Berliner Heirathsantrag. Er: Juste, Dir möchte ich heirathen, aber ich weiß nicht, ob id for eine Familie sorgen kann. Sie: Ach, for Familie wer' ich schon sorgen, jorge Du man for Kartoffeln un Dering.

Zarter Wint. U: Man behauptet, das Tabakrauchen soll sehr schlecht für's Gedächtniß sein. B: Das glaube ich nicht, ich habe die Zigarete noch nicht vergessen, die Sie mir vor sechs Monaten gegeben haben!